Werk

Titel: Zweimal Sturm an der Spree

Autor: Hamburger, Maik

Ort: Bochum

Jahr: 2005

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?338286934_141|LOG_0025

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

THEATERSCHAU

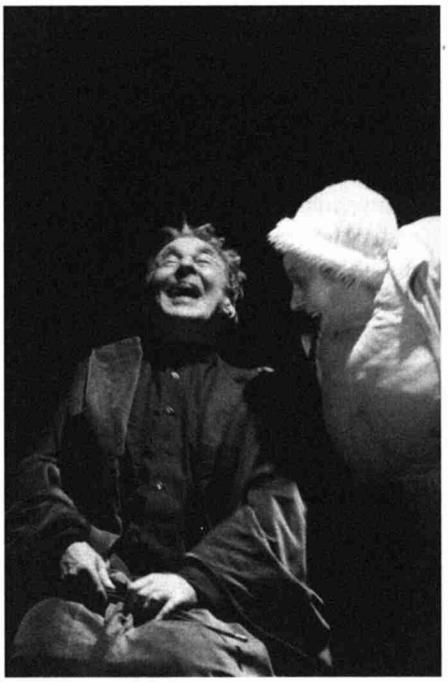
Zweimal Sturm *an der Spree*

Es gibt wohl keine zweite Szene im Kanon, die Regisseurs- und Bühnenbildnerphantasie so sehr beflügelt wie das erste Bild des *Sturm*. Alle Apparate einer modernen Guckkastenbühne sollen in Gang kommen, um einen furchteinflößenden Schiffsuntergang zu simulieren. Am liebsten möchte man die gesamte Bühne ins Wanken bringen und das Auditorium unter Wasser setzen. Meistens zerbersten gigantische Schiffsrümpfe unter Höllenlärm, bei welchem für gewöhnlich neben dem Schiff auch Shakespeares Text untergeht – jener Text, der den Vorgang einst primär zu vermitteln hatte. ("Down with the topmast! Yare! Lower, lower! Bring her to try with main-course. *A cry within.* A plague upon this howling! They are louder than the weather or our office.")

Auch Leander Haußmanns Inszenierung des *Sturm* am Theater am Schiffbauerdamm mit Hamster Damm als Bühnenbildner setzt auf den fulminanten Auftakt: "Schon beim Hereinkommen ächzen akustisch die Planken, wabert Nebel im Raum und schwankt die Bordlaterne vor noch geschlossenem Vorhang. Zehn Minuten später bläht sich das schwarze Nachtkulissentuch über die Bühne und gibt einen riesigen schwarzen Bug frei, der sich dräuend nach vorne schiebt und dort wohlgeordnet zusammenbricht. Zwei Dutzend nach Luft schnappende Passagiere kommen zum Vorschein und verziehen sich hinter eine Plexiglasscheibe mit Algendekor, wo ihr Gezappel blubbernd verebbt." (*Theaterheute* 01-2004) "Scheinwerferblitze fliegen, die Windmaschine saust, ein Schiffskiel aus Stoff wird in das Portal geschoben, mit Lichtgischt beworfen und zerrissen. Prospero durchschreitet das Arrangement, als wäre nichts, das Gewese verebbt, man hört nur noch ein Herz pumpen." (*Berliner Zeitung* 27. 11. 2003)

So weit, so gut. Man erinnert sich an Haußmanns großartige Inszenierung des *Sommernachtstraums* im Weimar der Wendezeit, die ebenfalls durch Üppigkeit der Bühneneffekte bestach (*Jahrbuch* 1993); an seinen *Romeo und Julia* in München, der bewies, daß er mit opulenten Mitteln ergreifende Tragödie zu machen verstand (*Jahrbuch* 1994). Doch der *Sturm* am Berliner Ensemble ist ihm offensichtlich gründlich mißlungen. In seltener Einhelligkeit weist die Presse mit dem Daumen nach unten: "Leander Haußmann scheint den Text vor allem daraufhin gelesen zu haben, wo er effektvoll mit Nebel, Donner und Bühnen-Verblüffung wirbeln konnte. Der Regisseur will es Prospero gleichtun und schwingt den Zauberstab. Die Theatermaschinerie arbeitet dann auch immer wieder auf Touren. Es pitschert und gewittert surround." (*Berliner Morgenpost*, 27. 11. 03)

Stellvertretend für viele anderen die *Süddeutsche Zeitung* (27. 11. 2003): "Noch immer bedient dieser Regisseur – nicht mehr nur kindsköpfig sondern inzwischen fast einfältig – das Label, das einst sein Markenzeichen war: das so genannte Spaßtheater, und merkt nicht, daß seine Späßchen mit den Jahren mürb geworden sind. Man müßte Haußmanns läppische Oberflächen-Inszenierung geradeheraus ein Desaster nennen, wäre da nicht am Ende dieser irrsinnige Schlußapplaus gewesen, der dem mediokren Ensemble ebenso galt wie der polternden Regie-Gag-Maschinerie. [...] Budenzauber statt Magie. Anfangs, beim Sturm, schiebt sich der Riesenbug eines Pappschiffs auf die Bühne, dreieinhalb Stunden später ziehen die Geretteten in einem schattenrißartigen Titanic-Dampfer mit erleuchteten Papierfenstern von dannen. Dazwischen: ein Inselspuk aus der Rumpelkiste des Theaters, gar erschröcklich kostümiert von Ursula Kudrna. Die eigentlich ja wunderbare Steffi Kühnert segelt als Luftgeist Ariel ständig an dicken Seilen durch die Luft, womit sie ihre Rolle einigermaßen verschaukelt. In ihrer Mopsverkleidung schaut sie aus wie ein wattierter Riesenbovist, auf den man nur drauftreten muß, bis es staubt. Caliban, das von Prospero versklavte Inselmonster, ist in der Evolution stehen geblieben auf dem Weg von der Kaulquappe zum Splatter-Movie-Hauptdarsteller. Daß der Schauspieler Roman Kaminski diesem B-Ungeheuer dennoch eine gewisse Würde in der Wut abgewinnt, ist da schon eine Leistung."



Der Sturm, Berliner Ensemble, Regie: Leander Haußmann
Ezard Haußmann (Prospero), Steffi Kühnert (Ariel)
Foto: Monika Rittershaus

Grundsätzlicher und herber noch liest sich die Kritik von Ekkehart Krippendorff in der Wochenzeitschrift *Freitag* vom 12. 12. 2003: "Alles wird da eingeebnet und unkenntlich gemacht: Daß Shakespeare mit der gestrandeten Schiffsgesellschaft eine soziologisch sehr differenzierte Gruppe ins Spiel bringt – nichts davon bei Haußmann; in ihren uniformierten Sommeranzügen sind sie alle austauschbar. Daß Caliban eine der umstrit-

tensten und darum auch wichtigsten Figuren ist – irgendwo zwischen 'edlem Wilden' und Kannibalen angesiedelt, aber zugleich einige der poetischsten Verse sprechend – das interessiert den Regisseur nicht, weil er nichts vom Kolonialismus-Diskurs weiß, der hier geführt wird; also wird er einfachheitshalber ein ungestaltes Monster. Daß mit Prospero die moderne gottähnlich herrschende Wissenschaft zur düsteren Endzeitvision wird und er die Notwendigkeit einer Umkehr zeigt – nichts davon wird hör- und nachvollziehbar in der Figur, wie sie Ezard Haußmann gibt, der sich mit würdigem Schreiten und schwungvollem Bogenschlagen seines Zauberstabes zufrieden gibt und eher nebenbei seinen Text aufsagt."

Der *Tagespiegel* (27. 11. 2003) verweist auf die durch berühmte Vorgänger durchaus hoch gesetzte Latte: "Im übrigen sind wir noch immer im Berliner und nicht im Buxtehuder Ensemble, und bei einem 'Sturm' im Hauptstadttheater gilt nun mal keine Windstille. Beim 'Sturm' spielt man Welttheater, Champions League, nicht Zweite Liga. Doch all die großen und halb großen 'Stürme' von Kortner und Strehler, von Peter Brooke mit dem fabelhaften (am BE befindlichen) David Bennent als Caliban, von Claus Peymann in Wien mit Gert Voss als Prospero, von Dieter Dorn in München mit Thomas Holtzmann – sie sind hier wie auf anderen Sternen verrauscht."

Die *Süddeutsche Zeitung* legt den Finger auf die neuralgische Stelle der Inszenierung: "Am schlimmsten an diesem Abend aber sind nicht die müden Gags, und die abgedroschenen Nummern, mit denen hier ein philosophisches Utopiestück weich gespült wird – am ärgerlichsten ist die kokette Selbstgefälligkeit, mit der Ezard Haußmann den Prospero auf die morschen Bretter eines Schmierentheaters holt. Er spricht schlampig im hohl tönenden Deklamationston. Und niemand da, der ihm Einhalt geböte: Leander Haußmann läßt den Papa einfach machen. Der richtet zugrunde, was nicht zu retten war."

Man weiß, Theater ist *auch* Familienbetrieb, und manche Theaterdynastie hat Bühnengeschichte geschrieben. Doch gibt es eine Grenze, wo Familiensinn in Verantwortungslosigkeit umschlägt – gegenüber dem Theater, dem Publikum und letztlich dem arg überforderten Famlienmitglied. Ezard Haußmann – "sonst geschätzt als sympathisch-solider Darsteller auch am Boulevard" – wird von seinem Sohn regelrecht vorgeführt. Wenn wenigstens ein bemerkenswertes Konzept hinter der Inszenierung stünde, könnte man für das Mißlingen Verständnis aufbringen. "Aber Leander Haußmann riskiert den großen Wurf erst gar nicht. Es wird auch nie ersichtlich, warum er das Stück eigentlich inszeniert hat. Daß der Herr Papa die Hauptrolle spielen wollte (und sich damit in Berlin u. a. in die Nachbarschaft von Martin Held und Bernhard Minetti begibt), will man ja als alleinigen Grund nicht unterstellen. Es wird schon mehr sein. Aber was?" (*Radio Berlin Brandenburg, Galerie des Theaters*, 30. 11. 2003)

Und das Fazit von Ekkehart Krippendorff: "Man könnte – und sollte vielleicht – diese Unsäglichkeit mit Schweigen übergehen, wäre da nicht das Grundsätzliche: Das Theater (und nicht zuletzt dieser Regisseur) werden teuer genug bezahlt; dafür hat es aber auch einen gesellschaftlichen Auftrag zu erfüllen, nämlich seine Sache ernst zu nehmen. Zwei, drei oberflächliche Lektüren einer der vielschichtigsten Shakespeare-Romanzen [...] haben dem Regisseur anscheinend genügt, um sie auf die Bühne zu bringen: Es war ihm wohl ohnehin nur um einige Knalleffekte zu tun, der *Sturm* lieferte dazu den Vorwand. Eigentlich erfüllt das den Tatbestand eines Verbrechens an der Ethik des Theaters. Daß ein auf diese Albernheiten mit fröhlichem Lachen reagierendes und am Ende laut applaudierendes (Premieren-)Publikum sich da zum Komplizen machte, sei nicht verschwiegen." (*Freitag*, 12. 12. 2003)
Künstlerische Freiheit hin, Moral her, wenn der Verdacht aufkommt, daß beim subventionierten Theater genassauert wird, gilt es, die Stimme zu erheben. Bei dergleichen Operationen ist Shakespeare ja immer ein gern verwendetes Opfer. Und was heißt, "zwei, drei Lektüren"? Übertreibt Krippendorff? Wohl nicht: Eine aufstrebende junge Regisseurin brüstete sich jüngst damit, ein Stück grundsätzlich nur einmal zu lesen, bevor sie es inszeniert! Adolf Dresen: "So merkwürdig es klingen mag – der wichtigste und schwierigste Teil der Inszenierungsarbeit ist das Lesen des Stücks." (*Wieviel Freiheit braucht die Kunst?* Berlin 2000, S. 20) Geschenkt! – Zur Ehrenrettung des Publikums sei aber erwähnt, daß sich doch einige Buh-Rufe in den Premierenapplaus mischten, und daß die Inszenierung, vermutlich wegen mangelnden Zuspruchs, noch in der selben Spielzeit abgesetzt werden mußte.

Sam Wanamakers Traumprojekt eines Londoner Globe Theaters hat auch in Deutschland eine Reihe Bühnen in seinen Sog gezogen. Nachdem die bremer shakespeare company bereits 1983 mit einer an Shakespeare angelehnten Theaterpraxis einen Anfang gemacht hatte, wurde 1991 das Globe Neuss eröffnet, wo sich jeden Sommer bis zu 30 Theatergruppen zu einem Festival treffen, und seit 2001 experimentiert die Truppe SHAKESPEARE und PARTNER konsequent mit dieser Bühnenform. Und um diese Bemühungen gleichsam zu nobilitieren, hat das Flaggschiff aller Shakespearebühnen, das Royal Shakespeare Theatre, soeben einen umfassenden Umbau des großen Hauses in Stratford angekündigt, bei dem der bisherige Guckkasten einer der Globearchitektur nachempfundenen Plattformbühne weichen soll.
Die 1999 unter der Leitung von Christian Leonard gegründete Shakespeare Company Berlin hat sich gleichfalls die zuschaueroffene Spielweise zum Ziel gesetzt. Sie eröffnete 2001 mit der Produktion *Shakespeare Love Songs*, spielte im Jahr darauf in den Ruinen des grauen Klosters eine unterhaltsame Fassung von *Ende*

gut, alles gut (Regie Sarah Kohrs), 2003 war auf dem Ehrenhof des Pergamonmuseums *Wie es euch gefällt* in der agilen, komödiantisch überdrehten Inszenierung von Vincianne Regattieri (Paris) zu sehen. In diesem Jahr gelang der Truppe schließlich die Errichtung eines eigenen Theaters in Gestalt einer Plattformbühne mit halbrundem Auditorium in einem Zelt an der East Side Gallery. Später soll an dieser Stelle ein festes Haus entstehen. Der zwischen Mauerrest und Spree gelegene Uferstreifen hat sich zu einem lebhaften Amüsierviertel entwickelt, wo das Theater sowie Gaststätten, Diskos und Liegestrände um Besucher buhlen – eine der damaligen South Bank nicht unähnlichen Situation.

Gespielt wurden Wiederaufnahmen der genannten Komödien sowie eine Bearbeitung des *Sturm* in einer Inszenierung von Giora Seeliger, deren luftige Leichtigkeit einen beträchtlichen Reiz ausstrahlte und zugleich Grenzen setzte. Die Darstellung des Sturmes selbst gab – den beschränkten Mitteln entsprechend – den unbeschwert poetischen Stil der Aufführung vor, der eine naive Schaulust bediente: Geister wedelten mit einem bühnengroßen Seidentuch, auf dem ein aus der *Times* gefaltetes Schiff hin und her schlingerte (Bühne: Gabriele Keuneke). Eine vermummte Figur, die aus dem Tuch steigt, erweist sich als Prospero (Markus Fennert), der wiederum seine Tochter an der Brust birgt. Für den aufgeweckten

Der Sturm, Shakespeare Company Berlin, Regie: Giora Seeliger
Markus Fennert (Prospero), Annick Klug (Miranda)
Foto: Marcus Lieberenz

Teenager Miranda (Annick Klug) ist seine Erzählung viel zu lang, "nun komm doch schon aufn Punkt" scheint sie sagen zu wollen. Caliban, ein eckiger, Grimassen schneidender Räsonneur, erweckt in ihr eine animalische Neugier, und wäre Ferdinand nicht bald auf der Bildfläche erschienen, hätte man für ihre Jungfernschaft keinen Pfifferling mehr gegeben. Man hat überhaupt das Empfinden, daß Prospero die Fäden nicht allzu fest in der Hand hält. Als Herrscher der Insel gibt er ein durchaus ambivalentes Bild ab; das Risiko seines Scheiterns ist stets präsent. Häufig mangelt es ihm an Souveränität, er pendelt zwischen Machtbewußtsein und Müdigkeit und nur mit Not gelingt es ihm, sein Vorhaben zu Ende zu bringen. Manchmal scheint er sich, wie in einem Traum, durch eine schwere Masse hindurchkämpfen zu müssen. Der reaktionsschnelle, gewitzte Ariel (Alexandra Surer) und seine Helfer sind für die Aufführung prägend. Knollige, trollartige Geschöpfe sind das, aus Erde, Wurzel, Fels geformt, keineswegs bloß dienstbare Geister, sondern eine Truppe selbständiger, mit Grazie und Humor begabter Wesen, die neben der Welt der Menschen ein Eigenleben führen und sich bei Gelegenheit mit spitzbübischem Kichern einmischen.

Das Ganze wird mit einem Ensemble aus acht Darstellern bestritten. Aus der Notwendigkeit zu Doppelrollen wird klug Gebrauch gemacht. Als Caliban zeigt Felix C. Voigt die urwüchsige Kantigkeit und angelernte Pfiffigkeit eines Wesens, das erst vor kurzem mit der Zivilisation Bekanntschaft gemacht hat, derselbe Schauspieler stellt als Alonso die überzüchtete Geschmeidigkeit des verwöhnten Hofmanns dar. Boris Freytag als Stefano und als Gonzalo kann sich in zwei Varianten der Narretei ausprobieren: er zeigt einmal den sauf- und rauflustigen Spaßmacher und einmal den verblendeten Visionär. Dessen Vortrag über das ideale Gemeinwesen ist ernst bis zur Grenze des Fanatismus und gerade deshalb schimmert er von gegenwärtiger Ironie, es ist die überzeugendste Leistung des Abends.

Die Erwartungen an die Globe-Architektur wurden hier nur teilweise erfüllt. Zwar wurde das Publikum angespielt, doch blieben diese Momente halbherzig und man vermied es, *mit* dem Zuschauer zu spielen. Wenn die Truppe diese Spielstätte als ständiges Haus bekäme, könnte man auf eine konsequentere Weiterentwicklung der offenen Spielweise hoffen. Wie der Programmzettel bestätigt, soll die gesamte Handlung einen Traum Prosperos darstellen. Traumhaft leicht ist alles, leicht sind auch die Zweiglein ("logs"!), die Ferdinand im Dienste Prosperos schleppen muß, und wenn Miranda sie ihm abnimmt, helfen ihr auch noch die Geister, so daß sie das Bündelchen auf Fingerspitzen balancieren kann. So leicht wird auch das Stück genommen. Die gefährlichen Untiefen, die dunklen Untergründe werden weitgehend ausgespart. Was bleibt, ist ein ausgesprochen charmanter Sommerspaß.

Maik Hamburger